

Carlos Fuentes

Woran ich glaube. Das Alphabet des Lebens

Der im Jahr 2004 in der Deutschen Verlags-Anstalt erschienene Band des weltbekannten mexikanischen Schriftstellers, Essayisten und Intellektuellen Carlos Fuentes besteht aus 41 alphabetisch von A-Z geordneten Abschnitten, wobei manche Buchstaben auch mehrfach belegt sind (z.B. Zebra, Zürich).

Der Titel erweckt den Eindruck, dass Fuentes uns eine Art Autobiographie, oder besser gesagt, eine Art Bekenntnis bieten möchte. Der Begriff ‚glauben‘ weist zudem zunächst auf etwas beinahe Religiöses oder – gepaart mit dem ‚Ich‘ zumindest – auf die Bekanntgabe fester und unerschütterlicher Überzeugungen. Wir könnten fast sogar Rezepte als Handlungsanweisung für das Leben erwarten oder auch Enthüllungen, v.a. in den Kapiteln „Liebe“, „Frauen“ oder „Sex“.

Wir könnten auch mit einer neuen Form der Autobiographie rechnen, wie sie Robbe-Grillet in *Le miroir qui revient*, Doubrovsky in *Le livre brisé*, Djébar in *Ces voix qui m'assiègent* oder Brossard in *Journal intime* geprägt haben.

Nichts dergleichen ist der Fall. Vielmehr stellt sich dieses Buch in die Tradition von Montaignes Essays, oder besser noch in die des *Abécédaire de Gilles Deleuze* aus dem Jahre 1996, aber vor allem in jene von Roland Barthes, der – wie bekannt – in *Roland Barthes par Roland Barthes* (1975) seine Lebensgeschichte auf der Basis des Alphabets beginnt. Auch in *Fragments d'un discours amoureux* (1977) gibt er eine alphabetische Anordnung.

Wir haben es mit einer Dekonstruktion der Bekenntnisform oder der als solche populär gewordenen *literatura de testimonio* zu tun und zugleich mit einer Dekonstruktion aller, auch der eigenen Festlegungen und Prinzipien. Daher möchte ich dieses Buch als **die Kunst des Nomadischen bezeichnen, als Ausdruckform eines Denkens der Ambivalenz und Vielheit, der Hybridität, als ein Buch der Passagen und des Oszillierens.**

Es handelt sich um ein meisterhaftes, ja lautes Plaudern über sich selbst und über die Welt, fast in Anlehnung an Jorge Luis Borges' Spruch: „Kreolismus ja, aber ein Kreolismus, der mit der Welt spricht und mit dem Ich spricht, über Gott und den Tod redet. Vielleicht hilft mir jemand, diesen Gott zu finden“. Diesen Sinn hat Carlos Fuentes nicht nur weitergeführt, sondern ein Meisterwerk vorgelegt.

Auch wenn Fuentes zu recht meint, das Buch sei keine Autobiographie, stellt er gleichwohl das traditionelle Konzept von Autobiographie in Frage und löst es durch ein *Alphabet des Lebens* ab. Also, Fuentes erlaubt uns nicht nur subtile Einblicke in das kostbarste seines Lebens, nämlich seine Denk- und Gefühlswelt, sondern er gründet auf einer Metaebene eine ganz eigene Form: *eine intime literarische Radiographie*. Er bringt keinen teleologischen, logozentrischen, chronologisch-kausalen oder hegemonialen Diskurs hervor, sondern praktiziert die Großzügigkeit und die Freiheit des Springens von Ort zu Ort, von Thema zu Thema, er verbindet und trennt, bringt wieder zusammen und lässt uns manche Wahrheit erblicken anhand von Formeln wie „Liebe des Bösen“ oder „Schönheit des Schrecklichen“.

Das Werk ist durchdrungen von einem entmutigenden und zugleich beflügelnden Wissen, von einer leichtfüßigen aber zugleich tiefgründigen, unprätenziösen und aufrichtigen Gelehrsamkeit, von einer brillanten und meisterhaften Interpretation der Welt, die aber nie kalt wirkt, sondern immer mit der Leidenschaft der Figur des Doppelgängers zum Ausdruck gebracht wird: der des Autors und Lesers, des Wanderers zwischen den Rändern, der Passagen oder des Mannes der *borderlands*.

Woran ich glaube. Das *Alphabet des Lebens* ist zugleich ein Buch der Weisheit, einer tiefen Wahrheit (davon gibt es wenige und es werden immer weniger), wie folgende quasi Aphorismen zeigen:

Jedes Mal, wenn wir begehren und uns das Begehrte gewährt wird, beraubt uns die Haut unseres Leben und bietet uns im Gegenzug den endgültigen, ewigen Besitz: den Tod. (29)

oder

Die Schönheit gehört nur dem, der sie versteht, nicht dem, der sie hat (34).

Lassen Sie mich einige Kapitel zufällig auswählen, denn das Buch lädt dazu ein, weil die Linearität und Strenge des Alphabets durch die nomadische bzw. nichtkausale Gestaltung der Themen unterlaufen wird. Ich möchte dort anfangen, wo uns die Neugier zuerst hinführt. Das Kapitel über Buñuel beispielsweise gerät zu einer imposanten Darlegung dessen, was wir heute „Transmedialität“ nennen oder „transversale Wissenschaft“, die Verschränkung verschiedener Systeme, den wissenschaftlichen Synkretismus. Fuentes zeigt, wie Buñuel sich mit Christentum, Surrealismus und Politik auseinandersetzt, alles ablehnt, aber zugleich dennoch mit dem Kritisierten verbunden ist.

Das Begehren und die nie endende Lust, die Leidenschaft in allen Winkeln des Lebens und des Tuns ist es, was Fuentes in diesem Text treibt und was er am Beispiel von Balzac aufzeigt. Er erzählt uns, was ihn mit Balzac verbindet: das Schreiben am Puls der Zeit, denn das sei es, was Autoren, Botschaften, Literatur immer aktuell hält. So wird das Unerfüllte, das Unerreichbare in *Séraphîta* personifiziert, die gleichzeitig Frau, Mann, halb Mann und halb Frau ist.

Und immer wieder der Blick, der Blick als Zugang zur Welt, zur Freundschaft und letztlich zu sich selbst.

Woran ich glaube. Das Alphabet des Lebens ist, liebe Zuhörerinnen und Zuhörer, die Kunst, aus dem Einzelnen das Ganze zu erschließen, aus dem Individuellen das Kollektive, aus den Rändern das Zentrum.

Das Kapitel über Gott etwa ist eine erlesene philosophische, fast aphoristische Miniatur, gepaart mit einer frappierenden Logik.

Im Kapitel über Geschichte wird die Geschichte am Ende des Millenniums nicht als eine Historie dargestellt, die aufgehört hat zu wirken, sondern ganz im Gegenteil. Fuentes stellt der Auffassung von Fukuyama die These entgegen, dass „die Geschichte des Westens für den Westen aufgehört hat zu existieren, und zwar zugunsten einer Vielfalt von Geschichten und Kulturen“ (138, 140).

Elliot und Todorov betrachteten die Entdeckung Amerikas als das größte Ereignis der Menschheit und meinten, dass wir alle die Nachfahren und die Erben von Kolumbus wären, dass die Geschichte Europas ohne Lateinamerika genauso wenig erklärbar wäre, wie die Lateinamerikas ohne Europa. So spricht Fuentes im Kapitel über Iberoamerika darüber, dass „der Atlantik nicht trennender Abgrund, sondern verbindende Brücke“ sei (142).

Auch hier sieht Carlos Fuentes die Welt jenseits von Dichotomien. Die Eroberung Amerikas sei zwar eine Katastrophe gewesen, habe aber etwas Neues bewirkt, indem eine synkretistische amerikanische Kultur daraus hervorgegangen sei; er spricht von „Idolen hinter den [christlichen] Altären“ (143). Es war Ausrottung, aber zugleich auch die Geburtsstunde universaler Menschenrechte, es verband sich damit eine Kultur, die die leer gewordenen Utopien der Neuen Welt eigens gefüllt habe (144). So wechselreich sich die Geschichte Lateinamerikas vollzog, so vollzog sich auch die spanische, eine Kultur der Widrigkeiten und der Hybridität: Spanien war das Land der ersten europäischen Parlamente in León 1118,

Cataluña 1217 und Kastilien 1265, Spanien war Ort der Niederschlagung der Parlamente durch den Absolutismus, das Land der liberalen Verfassung von Cádiz 1812, der Republik und des Faschismus.

So wie Fuentes die Welt als Kaleidoskop von Möglichkeiten und unterschiedlichen Konkretisationen sieht, so erlebt, denkt und fühlt er auch Jesus Christus. Er gewinnt diesen für das Diesseits, in dem Fuentes hervorhebt, dass Jesus die Erlösung der Welt für diese Welt selbst, das Diesseits predigt. Das Konzept des ewigen Lebens wird zu einer „geistigen Dimension menschlichen Begehrens“ (162), Jesus wird einer von uns, seine Doktorin erlebbar im Hier und Jetzt als Botschaft, die von der in seinem Namen gegründeten Kirche befleckt wurde.

So wie Jesus eine unverzichtbare Gestalt unserer abendländischen Geschichte ist, so ist Kafka für Fuentes „unverzichtbar für das zwanzigste Jahrhundert“ (168), und zwar deshalb, weil Kafka, wie kaum ein anderer „das Missverhältnis zwischen der realen Macht und der Erzählung der Macht“ (169) aufzeigt, weil Kafka die „außergewöhnliche Inszenierung der Beziehung zwischen Individuum und Macht – zweifellos das Erhellendste, Beunruhigendste und Aktuellste, was in den letzten hundert Jahren geschrieben wurde“ beschreibt (170), weil Kafka „nicht nur dem Schrecken der Macht im zwanzigsten Jahrhundert ein Gesicht gegeben hat, sondern er möglicherweise auch ein Prophet der Macht im einundzwanzigsten Jahrhundert ist“ (172).

Die lästigen Grenzen topischer Dichotomien werden von Carlos Fuentes aufgelöst, wie jene zwischen Realität und Fiktion; sie werden in seinem Diskurs erschöpft und aufgezerrt, ja obsolet. Was bleibt, ist die intime Realität der Schrift, der Dialog mit Autoren der Vergangenheit und der Gegenwart, zu denen Fuentes ein genau so inniges Verhältnis hat wie zu den Figuren und Gegenständen ihrer Romane. So ist für ihn z.B. die Begegnung mit *Don Quichotte* eine Offenbarung der besonderen Art. Ein Text, der sich selbst durch die Schrift hervorbringt, sein Material lebendig und konkret wird. Hier weicht die sog. empirische Wirklichkeit der Vorstellungskraft. Die Wirklichkeit pflegte Borges in *Tlön* zu sagen, „cedió un poco...“, „gab nach“ gegenüber der Wucht der Realität der Schrift.

So bewundert Fuentes das *Don-Quichotte*-Kapitel über die Episode bei einem Drucker in Barcelona und den Genius von Cervantes. Er beschreibt uns die Entdeckung von Don Quichotte und Sancho Panza in einer Druckerei von Barcelona: Dort wird der zweite Teil ihrer eigenen Geschichte gedruckt. Die Figuren sind aus der Fiktion in die Wirklichkeit gesprungen und damit wird auf geniale Weise „der befreiende Charakter der Herausgabe,

Veröffentlichung und Lektüre eines Buches gezeigt“ (174), also der von Literatur. Von da an ist die Literatur, und damit das Buch „der Verwahrer einer Wahrheit, die nicht von Gott oder der Macht, sondern von der Vorstellungskraft enthüllt wurde. Das bedeutet [...] eine neue Wirklichkeit zu errichten, die ohne die sprachliche Erfahrung von Cervantes' *Quijote* [...] nicht existieren würde“ (174). So wird das Buch zu einem „Repertoire an Möglichkeiten [...] die das Begehren zu Erfahrung und die Erfahrung zum Schicksal werden lassen“ (182).

Fuentes eröffnet uns in allen möglichen Gebieten neue Wege, z.B. bei seiner Interpretation der Geschichte Mexikos, und damit auch Lateinamerikas, sein Land und auch den Kontinent anders zu sehen, neu zu bewerten und sich zu den Brüchen, ja einem hybriden Kontinent zu bekennen – wie Octavio Paz in „Los hijos de la Malinche“, seinem berühmten Essayband: *El laberinto de la soledad* von 1950 schrieb: Die Mexikaner glaubten, keine Geschichte und Identität zu haben, weil wir – so Paz – „unseren Ursprung verdammen und unsere Hybridität leugnen („En ese grito condenamos nuestro origen y renegamos de nuestro hibridismo“). Fuentes erweitert diese Aussage mit der affirmativen Frage oder sogar Aussage „Werden wir im einundzwanzigsten Jahrhundert ein Land sein, das weder Angst vor seiner indigenen Vergangenheit noch vor seiner mestizischen Moderne hat? Das historische Denken von Fuentes platziert sich an den Schnittstellen zwischen Erstaunen, Traum und Albtraum, zwischen Träumen und Zerstören. „Aber dazwischen – das sollten wir nicht vergessen – [so Fuentes] gab es auch den Begehrenden, getrieben von dem komplexen Wunsch nach Ruhm und Gold, Raum und Energie, Imagination und Glauben“ (188) und so wird Bernal Díaz del Castillo in seiner *Wahrhaftige[n] Geschichte der Eroberung von Neuspanien* zum „ersten Schriftsteller“ Mexikos: „er eröffnet die Erzählkunst der Neuen Welt in spanischer Sprache“! (188) und so wird aus der „Vermischung von indigenen, europäischen und afrikanischen Elementen“ das „nationale Wesen“ Mexikos, aber nicht im Sinne einer „nationalen Identität“, nicht im Sinne eines „Mausoleums“ (192), sondern im Sinne einer mannigfaltigen Identität (193), weil genau an dieser Schnittstelle zwischen Verbindendem und Trennendem, „nationale und persönliche Identität zu einer kreativen Herausforderung,, wird, zu einer „politischen, religiösen, sexuellen und kulturellen Mannigfaltigkeit“ (193). Es gibt kein unschuldiges Begehren, Begehren will verändern – so Fuentes – aber auch zerstören, sowie Cortés und die Seinen das begehrte Tenochtitlán zerstören. So ist für ihn „der Tod das wahre Reich des Eros, wo die erotische Phantasie die körperliche Abwesenheit über die radikale Trennung hinweg, die der Tod bedeutet, ersetzt“ (201).

Diese Mannigfaltigkeit bzw. Alterität tritt bei Fuentes als neues Konzept für Kultur, Literatur und Identität und damit auch für unsere geisteswissenschaftlichen Disziplinen zutage. Fuentes stellt eindrucksvoll und überzeugend, sogar wegweisend, in dem Kapitel über den „Roman“ die Idee vor, der Roman sei Repräsentation des unsichtbaren Teils der Wirklichkeit“ (210), "Repräsentation der Unabgeschlossenheit der Vergangenheit“ und damit auch der Geschichte (211). Erhellend ist zugleich das Verständnis von Roman als „Abwesenheit der Geschichte“ (210), als „Einführung des geschichtlichen Wesens in die Geschichte“ (216) und als „Einführung einer Zivilisation in die andere“ (216). Diese Funktion hat der Roman, gemeint ist aber der ‚neue Roman‘, als Artefakt des Diskurses der „Multinarration“, der Roman der Postmoderne gegenüber dem der „Meta-Narration einer modernen Vervielfältigung“ (213). „Die Poly-Narration“ erweist sich als Projekt menschlicher Befreiung, neuer Sehnsüchte, neuer Moralforderungen, neuer Territorien menschlicher Präsenz auf der Welt“ (214). Motor dieser neuen Dynamiken ist die „Aktivierung der Differenz“, d.h. das Fördern einer „größeren und gesunden Differenzierung, auch wenn das häufig Konflikte mit sich bringe“ (214), was ich die „Potenzierung der Differenz in der Anerkennung“ nenne. Von hier aus ergibt sich – so Fuentes – „der Schritt von der Identität zur politischen, religiösen, sexuellen Mannigfaltigkeit“ (214), worauf die Identität Lateinamerikas beruhe. (214). In diesem Zusammenhang hat der ‚neue Roman‘ von Autoren, die mit einer polyvalenten Identität ausgestattet sind, wie Naipaul, Cristina García, Margaret Atwood, Marie-Claire Blais, die zentrale Aufgabe, die „Alterität“ zu fördern und das heißt: „von der Reduktion zur Erweiterung, von der Vertreibung zur Einbeziehung, von der Lähmung zur Bewegung, von der Einheit zur Differenz, vom Nicht-Widersprechen zum ständigen Widerspruch, vom Vergessen zur Erinnerung, von der leblosen zur lebendigen Vergangenheit und vom Fortschritt zur Zukunftskritik“ (217) überzugehen, womit eine deutliche Affinität zu Lyotards Theorie der *Paralogie* in *Le Différent* festzustellen ist.

Für Fuentes ist der Roman außerdem der Inbegriff von Alterität als Verschränktheit von Identität und Zeit, als Sprengung von Gattungen, als Widerstreit zwischen Einheit und Differenz, Analogie und Ähnlichkeit, und im Anschluss an Foucault führt er diesen Widerstreit historisch auf den bereits erwähnten Roman *Don Quichotte* zurück, als den Roman der Romane, als die „Paradoxie der Paradoxie“, als Inbegriff der Hybridität. Denn *Don Quichotte* entsteht „im Spanien der Gegenreformation, der Inquisition, der Dogmen der Blutreinheit und der katholischen Orthodoxie“ (242), mitten in „einer dogmatischen Welt der Gewissheit und des Glaubens und doch konstruiert sich in ihm die moderne Welt der Ungewissheit“ (242) und das sei das Geniale an Cervantes. Genauso ist auch das Geniale an

Carlos Fuentes' Denken und seiner Romane, wie dem hier kommentierten Buch: das Denken an den Schnittstellen, die dynamische, sich stets verschiebende Versetzung von Bedeutung, das ist die „Respektlosigkeit gegenüber der Reinheit des Genres“; Cervantes also der Begründer eines hybriden Denkens, Carlos Fuentes sein genuiner Nachfolger.

Im Zusammenhang mit der Vielheit äußert sich Fuentes über die Globalisierung und über die Xenophobie. Unter Globalisierung liefert Fuentes eine imposante und eindrucksvolle Mahnung, einer entfesselten und aus den Fugen geratenen Globalisierung nicht das Wort zu reden, die uns dann in eine apokalyptische Situation führen könnte (110-111). Er sieht die Lösung nicht in der Opferrolle der unentwickelten Staaten, sondern in einer demokratischen Kontrolle der Globalisierung und in der Stärkung des kleinen Dorfes und des Rechtsstaates. (112). Die Chance der Globalisierung liege in ihrer Kontrolle zum Zweck von Freiheit und Gerechtigkeit. Das gelte insbesondere für die wandernden Arbeiter. Denn Migration sei erwiesenermaßen – so Fuentes –, wie Beispiele aus Schweden und Irland im 19. Jh. zeigen, ein Vorteil sowohl für die Emigrations- als auch für die Immigrationsländer. Eine „globale Interaktion und Kommunikation ohne globale Migration gebe es nicht“ (324).

Woran ich glaube. Das *Alphabet des Lebens* ist ein offenes Buch, zugänglich wie ein Rhizom, der Leser kann einsteigen, wo er will, das Buch ist *scriptible* im Sinne von Roland Barthes, ein „Idealbuch“, ein Buch als Ergebnis der Lektüren von Welt, eine erlebte Praxis, eine permanente Gegenwart. Fuentes Text erschafft vorbildlich jenes von Roland Barthes evozierte Textmodell:

[...] est *en train d'écrire*, avant que le jeu infini du monde (le monde comme jeu) ne soit traversé, coupé, arrêté, plastifié par quelque système singulier (Idéologie, Genre, Critique) qui en rabatte sur la pluralité des entrées, l'ouverture des réseaux, l'infini des langages. (Roland Barthes 1970: 11)

Sein Alphabet kann nicht so ohne weiteres buchstabiert werden, jeder Buchstabe wird immer von neuem gestaltet, bildet zahllose Bedeutungsnetze, die zusammenkommen und auseinandergehen, und plurale Bedeutungswelten formieren:

Dans ce texte idéal, les réseaux sont multiples et jouent entre eux, sans qu'aucun puisse coiffer les autres; ce texte est une galaxie de signifiants, non une structure de signifiés; il

n'a pas de commencement; il est réversible; on y accède par plusieurs entrées dont aucune ne peut être à coup sûr déclarée principale; les codes qu'il mobilise se profilent à *perte de vue* ils sont indécidables [...]; de ce texte absolument pluriel, les systèmes de sens peuvent s'emparer, mais leur nombre n'est jamais clos, ayant pour mesure l'infini du langage. (R. Barthes 1970: 12)

Sein Alphabet besteht nicht aus festen, präfigurierten, normativen, logozentrischen, monolithischen oder autoritären Buchstaben, sondern in:

[...] le ré-écrire ne pourrait consister qu'à le disséminer, à le disperser dans le champ de la différence infinie. [...]. Lire, c'est trouver des sens, et trouver des sens, c'est les nommer; mais ces sens nommés sont emportés vers d'autres noms; les noms s'appellent, se rassemblent et leur groupement veut de nouveau se faire nommer: je nomme, je dénomme, je renomme: ainsi passe le texte: c'est une nomination en devenir, une approximation inlassable, un travail métonymique. (Barthes 1970: 17-18).

Woran ich glaube. Das Alphabet des Lebens lädt uns schließlich zu einer Entdeckungsreise oder sogar Wiederentdeckungsreise ein, das Buch öffnet sich uns als dialogisierende Enzyklopädie des Lebens, des Wissens und der Literatur, die uns in das reiche Denklabyrinth von Carlos Fuentes einführt.

©Prof. Alfonso de Toro. Ibero-Amerikanisches Forschungsseminar der Universität Leipzig. Text zur Vorstellung von Carlos Fuentes' *Woran ich glaube. Das Alphabet des Lebens*. Deutsche Verlags-Anstalt. München 2002 im Martin-Gropius-Bau Berlin, 27. Juni 2004.